Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 26

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor: Möschlin, Felix

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640356

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 26 — XII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 1. Juli 1922

Mein Heimattag.

Von Oskar Kollbrunner.

Es stieg ein Tag hinab in's Land,
Der mich in meiner Heimat fand.

Wie Menschen meiner Heimat schlicht
Sah er mir hell ins Angesicht.

Er frug nicht, was ich draußen trug,
Mein Auge sprach ja klar genug.

Er glitzerte mit Morgentau
Und sang mit Vögeln durch das Blau.

Er legte alle Fernen frei,
Daß alle Heimat herrlich sei,

Und als die Nacht ihn überkam,
Begann ein Sterben wundersam.

In roter Glut am Himmel stand
Er scheidend überm Vaterland.

Und als er mich voll Glanz gemacht,
Ging er hinüber in die Nacht.

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin. 26

Und nun ist Marthas Stunde gekommen. Sie fürchtet sich nicht. Das Leben ist ja bis jetzt so barmherzig gewesen. Warum sollte es nicht auch jetzt barmherzig sein? Ihre Mutter aber hat eine große Furcht im Herzen. Sie spricht sie nicht aus. Aber sie denkt beständig an die schrecklichen Bilder im Lehrbuch der Chirurgie. Sie hätte sich früher nicht vorstellen können, daß sie in einer solchen Stunde nur solche Aengste leiden würde. Sie denkt gar nicht dran, was die Nachbarn schwatzen werden, wenn auf einmal Kindergeschrei aus den Fenstern klingt.

Marthas Bett steht mitten in ihrem Zimmer, damit man von allen Seiten gut zukommen kann. Das ist das einzige Spitalmäßige. Im übrigen ist ihr Zimmer wie gewöhnlich, und das freut sie am meisten. Es ist so hübsch, daß sie hier ihr Kindlein gebären darf.

Langsam rücken die Stunden der Nacht voran. Jede bringt neue und größere Schmerzen. Aber näher rückt auch die Verwirklichung der großen Erwartung. Schneeflocken rieseln leise an die Fenster. Es ist gerade, als ob der Himmel auch dabei sein möchte.

Die Hebamme ist in ihrem Lehnstuhl eingeschlafen und schnarcht in gemütlichem Takte. „Laß sie schlafen," bittet Martha ihre Mutter. „Es ist so schön, wenn wir zwei allein sind." Da setzt sich Frau Zumbrunner ans Bett und faßt die Hände ihrer Tochter.

Ein geller Schrei weckt die Hebamme aus ihrem friedlichen Schlummer. Eilfertig springt sie auf. Aber da ist schon alles geschehen. Ein Büblein quiekt ihr entgegen. Frau Zumbrunner atmet auf. Sie hat schnell nachgeschaut und nachgezählt: zwei Ohren, zwei Augen, zwei Arme, zwei Beine, zehn Finger, zehn Zehen. Gott sei Dank! Das übrige wird wohl auch recht sein. Martha aber liegt da wie eine, die vom Tanze kommt, so rot sind ihre Wangen. „Er soll Hans heißen," flüsterte sie.

Anna keucht emsig herein mit Kannen dampfenden Wassers. Und das liebe Wasser tut seine Dienste mit Freuden, schwemmt alles Unreine weg, wie ein Regen den Schmutz wegschwemmt, der an junger Saat haftet, die eben aus der Erde gebrochen ist.

„Er gleicht dem Vater," sagte Frau Zumbrunner, die nun auf einmal Großmutter geworden ist, und kann einen leisen Groll nicht ganz verbergen.

„Ja, er gleicht ganz dem Vater," sagt Martha mit Freuden, „hoffentlich auch!"

Drei Tage darauf meldet sich der Doktor zum Besuche an. Martha empfängt ihn fröhlich. Er aber setzt sich ganz feierlich neben das Bett und haspelt einen sehr umständlichen Glückwunsch herunter. Martha schaut ihn forschend an. Dann lacht sie.

„Was ist denn heute mit Ihnen los, lieber Herr Doktor? Sind Sie Professor geworden?"

„Ich möchte Sie etwas fragen."

„Nur zu, nur zu."

„Was würden Sie sagen, wenn ich Sie nochmals fragte, ob Sie meine Frau werden wollten."

„Ach, was fällt Ihnen ein."

„Es ist mein Ernst."

„Wieder eine Sumatra-Offerte?"

„Nein, ich habe im Sinn, hier zu bleiben."

„Also auch Sie?" sagt Martha ernst.

„Ja, auch ich," gesteht er, und das klingt wie ein Seufzer. „Ich bin doch nicht so pathologisch, wie ich gemeint habe; und fast glaube ich, ich hab' wenigstens den Argwohn, — verzeihen Sie mir die Offenheit — aber Ihnen gegenüber kann man ja offenherzig sein, nicht wahr?"

Sie nickt.

„Nehmen Sie es mir also nicht übel, wenn ich Ihnen sage, daß ich wahrscheinlich nicht in dem Maße um Ihr Leben gekämpft hätte, wenn ich Sie wahrscheinlich nicht schon damals vielleicht wenigstens etwas geliebt hätte. So scheint mir allem Anscheine nach mutmaßlicherweise der Fall zu liegen. Und nun? Wollen Sie mich heiraten?"

„Ich kann nicht, Herr Doktor."

„Warum nicht?"

„Der Grund liegt in jenem Bettchen."

„Ich habe nichts gegen das Kind," versichert er eifrig. „Ich glaube, ich werde es sogar lieb haben."

„Das Kind gleicht ihm," sagte sie langsam. „Das Kind ist ganz er. Und wie er im Kinde ist, so ist er auch noch in meinen Gedanken."

Der Doktor senkt den Kopf.

„Sie haben mir eine neue Welt geöffnet — aber sie scheint voller Leiden zu sein," sagt er mühsam.

„Sie wird noch anderes offenbaren, Herr Doktor. Und auch die Leiden sind nicht zu verachten," lächelte Martha und reicht ihm die Hand.

Neuntes Kapitel. — **Lösungen.**

Hans Steiner hatte seiner Frau zwei Skier geschenkt. Aber es hatte nichts geholfen. Wie hätten auch zwei Holzstücke das Glück bringen können, das zwei Herzen nicht zu schaffen vermochten. Die Skier standen die meiste Zeit verlassen an der Hauswand, streckten sich vor lauter Faulheit und Langezeit und hatten ihre federnde, schmiegsame Biegung schon verloren. Sie sahen vorzeitig alt aus, obwohl ihre tadellose Farbe und ihr unverletzter Glanz noch von frischer Jugend zeugten. Sie waren auf dem besten Wege, sich in ein paar recht gewöhnliche Bretter zu verwandeln, und waren doch vor einem Monat noch ein eleganter, teuer bezahlter Artikel gewesen. Rösli sah es, konnte aber nichts dagegen tun. Es geht ihnen wie mir, dachte sie. Hans sah es auch und dachte ähnliches.

Sie hatten entdeckt, daß man mit beziehungsreicher Bitterkeit und spitzer Gehässigkeit das stockende Leben etwas in Fluß bringen konnte. Wenn die Liebe nicht warm werden wollte, warum dann nicht mit ein bißchen Haß das Blut zu rascherem Lauf reizen? Auf die Ursache kam es ja nicht so genau an. Wenn man nur wenigstens spürte, daß man lebte. Rösli war die erste, die auf eine Sprechart verfallen war, die ganz unschuldig klang, dabei aber voll von Anspielungen und feinen Hieben war, die um so besser trafen, je länger es ging, bis daß man sie spürte. Hans stand anfangs diesen Redensarten etwas unbeholfen und wehrlos gegenüber. Es zuckte ihm in den Fäusten, aber er bezwang sich. Und nach ein paar Tagen hatte er ihre schwache Stelle ausgespäht und nützte sie weidlich aus. Er setzte ihrer mühsam niedergehaltenen Gereiztheit eine kühle Ruhe entgegen. Er überhörte das allzu Feine, und wenn sie deutlicher wurde, lächelte er bloß. Mit einem überlegenen Lächeln, das er im richtigen Augenblicke wirken ließ, konnte er sie besser treffen als mit zehn ausgeklügelten, haarscharf geschliffenen Bosheiten. Dadurch, daß er dann und wann aber einen ihrer Sätze übertrieben ernsthaft, gewissermaßen wissenschaftlich betrachtete und zerlegte und seine Haltlosigkeit bewies, dabei aber wie ein Pedant und Schulmeister verfuhr und wohl eine Stunde lang nicht vom Thema abging, nötigte er sie um so sicherer zur Kapitulation. Gereizt und verärgert überbot sie die eine Uebertreibung mit einer noch größeren, bis sie sich so hoch verstiegen hatte, daß die Lächerlichkeit ihrer Behauptungen allzu deutlich und offen dalag. Dann begann sie jeweilen zu weinen, nannte ihn einen rücksichtslosen Grobian, und er wendete sich angeekelt ab und schimpfte über alle Weiber der Welt.

Wenn aber wieder ein recht glänziger Morgen da war und die Festlichkeit des Schnees in alle Stuben hineinschimmerte, konnte es geschehen, daß sie sich wie verwundert und voll Scham anschauten. Ohne mit einem Wort der demütigenden Schmach so vieler Tage zu gedenken, gaben sie sich schüchterne, liebe Worte, halfen sich mit kleinen, unbedeutenden Handreichungen, die doch ganz vom Scheine großer Heldentaten verklärt waren, zeigten einander einen lustigen Schneehaufen, irgend eine edelsteinleuchtende Himmelsfärbung und hatten dabei das Trostgefühl, daß mit etwas gutem Willen das Leben ganz lebenswert und genußreich sei. Doch wie der Morgenschimmer von den Dingen weggleitet, so glitt auch ihnen die Hoffnung und die Freude wieder aus den Händen, und abends saßen sie dann von neuem im Schatten der gleichen Gewöhnlichkeit, die sie nun schon den ganzen Winter bedrückte.

So wechselten die Beleuchtungen und Stimmungen und das einzige Beständige in ihrem Zusammenleben war das Gefühl der Pflicht, das in ihnen beiden lebendig war und ihnen vorschrieb auszuhalten, die Form, in die sie sich freiwillig gefügt hatten, nicht zu zerbrechen. Aber diese Pflicht war eine recht dürftige Suppe, nährte schlecht und reichte gerade hin, um sie seelisch nicht verhungern zu lassen. Alles Blühende und Sprießende, das nicht gerade zum Allernotwendigsten gehörte, fand keine Nahrung mehr. Derart wurde sie eine recht langweilige Hausfrau und er ein recht gewöhnlicher Ingenieur. Frischer Mut, kühner Geist, leichtes Spiel kam ihnen mehr und mehr abhanden, und da auch die bescheidensten Anzeichen einer Nachkommenschaft immer noch auf sich warten ließen, stand ihr Ehekarren gründlich verfahren bis an die Radnaben im Schotter und Kot einer mühseligen, recht ziellosen Lebensstraße.

Aber nun geschah es, daß es in Basel eine hämische Seele gab, die sich eine Freundin Röslis nannte. Mit der Beihilfe anderer gleichgesinnter Seelen war es ihr gelungen,

auf den Grund des großen und wichtigen Geheimnisses zu kommen, daß nämlich zwischen dem Fräulein Zumbrunner in der Hebelstraße und dem Ingenieur Steiner früher ein nicht unwichtiger Zusammenhang existiert habe, ein Zusammenhang so intimer Art, daß er nicht ohne die unter naiven oder leidenschaftlichen Menschen übliche Folge geblieben war. Konnte es nun etwas Erfreulicheres geben, als diese kostbare Tatsache in eine hübsche, unverfängliche Form zu fassen und sie der geliebten Freundin gleichsam als Herzensstärkung darzubieten? Die Eröffnung des Panamakanals oder ein drohender Weltkrieg mochte ja für die Menschheit im allgemeinen wichtiger und bedeutungsvoller sein. Aber auch die größten Enthüllungen von Geheimnissen politischer Art hätten diese hämische Baslerseele nicht so erfreuen können wie die Möglichkeit, verletzte Eigenliebe, unbefriedigte Sehnsucht einer Sitzengebliebenen auf so hübsche Weise umzusetzen. — — „Innigstgeliebte Freundin!" schrieb die hämische Seele. „Wie einsam ist es nicht in Basel geworden, seitdem Du nicht mehr bei uns bist. Deine ungezwungene, nie versiegende Fröhlichkeit und Dein Lachen waren ja immer unser Leitstern gewesen. Man könnte aus lauter Verzweiflung heiraten, seitdem Du weg bist. (Du kennst ja meine Ansichten über das Heiraten.) Wir wundern uns oft, wie es Dir geht. Gut und glücklich, das setzen wir ohne weiteres voraus — aber wir möchten doch gerne noch mehr wissen. Man ist nicht umsonst so lange miteinander zur Schule gegangen. (Der Lehrer Schirmli ist jetzt übrigens entlassen worden. Man ist ihm endlich einmal allzu deutlich auf die Spur gekommen. Ja, ja, seine Augen!) Aber Du denkst wohl nicht so viel an uns, wie wir an Dich. Das versteht man ja ohne weiteres. Du hast wohl an etwas viel Lieberes und Süßeres zu denken, an etwas ganz winzig Kleines. O, wie glücklich Du sein mußt! Denn das bedeutet ja erst unsere Vollkommenheit. Der Mann ist in der Ehe nicht die Hauptsache. Man kann ganz gut ohne Mann leben, das weiß ich. Aber das Kind. Das ist das wahre Juwel und die höchste Krone. O Rösli, wenn ich an das denke, dann werde ich neidisch auf Dich, obwohl sonst der Neid, wie Du weißt, nicht zu meinen Charaktereigenschaften gehört. Aber in dieser Beziehung kann ich ihn wirklich nicht unterdrücken. Es ist eben die Stimme der Natur und gegen sie ist man bekanntlich ohnmächtig. Mutter zu sein, ach ja! Aber es gibt viele Mütter, die nicht so glücklich sind wie Du. Was man hier nicht alles vernimmt — Du machst Dir keine Idee. Schon das Kantonsblatt sagt genug. Hie und da trifft es ganz gute Familien, nur daß die es gewöhnlich besser verstecken können. Es kommt zwar auch vor, daß sie es nicht einmal verstecken — gerade als ob sie mehr Recht hätten als andere Leute. Kennst Du zum Beispiel ein gewisses Fräulein Zumbrunner in der Hebelstraße? Zuerst hat sie sich erschießen wollen — ich glaube, es war zur Zeit Deiner Hochzeit — die hat nun auch ein Kindlein, ohne daß es einen Vater hätte, ich meine, einen richtigen Vater. Das arme Kind! Es kann einem wirklich leid tun. Es gibt zwar Leute, die behaupten, sie wüßten, wer der Vater sei. Man sagt sogar, er habe sich mit einer andern verheiratet. Und gerade gestern hat mir eine Freundin erzählt, er sei ein Ingenieur. Woher sie das erfahren hat, weiß ich nicht. Man wird es einem Kinde wohl nicht ansehen, ob es von einem Ingenieur stammt oder nicht. Was sagst Du dazu? Aber die Sache geht uns ja schließlich nichts an, und hätte ich nicht an Dein Kind gedacht, so wäre es mir überhaupt nicht eingefallen, über diese Sache nur das kleinste Wörtchen zu verlieren. Man weiß ja nie, wieviel dran wahr ist. Daß sie ein Kind geboren hat, ist zwar Tatsache. Man sieht sie sogar draußen mit ihm. Aber im übrigen schwatzen die Leute ja so gräßlich viel! Du hast es gut, hoch oben in Deinen Bergen, ganz wie Schiller gesagt hat, erinnerst Du Dich noch daran: „Der Hauch der Grüfte steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte." Ja, ja, und wir sitzen da unten im Nebel, und in der Stadt ist fast kein Schnee mehr. Läufst Du viel Ski oder hat es Dir der Arzt verboten? Auf alle Fälle wünsche ich Dir einen vergnügten Winter und verbleibe damit Deine von Herzen getreue Freundin Fanny."

Karl Gehri: „Apokrypha".

Die freundliche und hilfsbereite Post nahm auch diesen Brief, der nichts anderes war als eine gefährliche Bombe, mit offenen Händen entgegen, und einen Tag darauf trug ihn ein alter, schwarzbärtiger Bündner Briefträger mit viel Sorgfalt und Eifer zur Frau Ingenieur und übergab ihn so wichtigtuerisch und dienstbeflissen, als sei es die allerschönste und bedeutungsvollste Freudenbotschaft, die einem beglückten Empfänger überreicht werden könne.

Kunstmaler Karl Gehri. Phot. Senn, St. Immer.

Als willkommene Unterbrechung eintöniger Stunden nahm Rösli den Basler Brief entgegen, las mit einem leisen Lächeln den Einleitungsüberschwang, nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf, als sie vom Schicksal Schirmlis vernahm, wurde dann ernst und bitter, als die Rede auf das Kind kam, und begann unwillkürlich etwas Feindliches und Verletzendes zu wittern, ohne daß sie noch einen Grund hätte angeben können. Dann aber kam der Dolchstich, den sie halb und halb erwartet hatte, und traf sie so gut, daß sich für eine gute Weile alle Welt für sie verdunkelte. Aber die Welt wurde wieder heller, alle Dinge standen noch um sie herum wie vorher, keine Mauer war umgestürzt, nicht einmal ein Stuhl hatte sich verschoben, und ob nun der Strom der Verzweiflung und des Ekels auch noch so tief war, er mußte doch durchschwommen werden. In ihm zu ertrinken, war ihr nicht gegeben. Aber nun saß sie da wie eine, die auf ihr Opfer lauert, und hielt den Brief in der Hand wie einen Dolch, um jetzt auch den andern zu treffen, der mehr Schuld hatte als sie. In die Erwartung voll Haß und Zorn mischte sich eine leise Lust, daß nun endlich etwas geschah, daß endlich die träge Stokkung des Lebens zerrissen war, daß endlich, wenn auch nicht Liebe, so doch berechtigte Entrüstung laut werden durfte. Nur etwas zu fühlen, durchflammt zu sein! Sie jauchzte fast, als er endlich vor der Türe den Schnee abklopfte und tastend in die halbdunkle Stube trat. (Fortsetzung folgt.)

Karl Gehri.

Am 8. Juni jüngsthin starb in Münchenbuchsee der bekannte Berner Maler Karl Gehri. Als 72-Jähriger pflegte er hier in seinem stillen Künstlerheim der Ruhe nach einem vielgestaltigen und reichen Lebenswerk. Karl Gehri war keiner der Großen; es fehlte ihm die tiefgehende Schulung; aber er war einer der populärsten Schweizer Maler der Vor-Hodlerschen Epoche und dies gewiß nicht unverdienter Weise.

Am 25. Juni 1850 in Seedorf bei Aarberg geboren, erhielt Karl Gehri die ersten künstlerischen Anregungen von seinem Vater und seinen zwei ältern Brüdern, die sich alle künstlerisch betätigten. Der Vater war ein fleißiger Holzschnitzler, der eine bäuerliche Kundschaft mit originellen Pfeifenköpfen und Aehnlichem versah; Bruder Franz (1841 bis 1860) betrieb in Aarberg das Gravieren und Siegelstechen und Bruder Christian Wilhelm war Xylograph. Karl besuchte 1873 während drei Monaten die Kunstschule in Bern unter Hutter, Dietler und Walch. Auf den „Dängelstein", das väterliche Gütchen, heimgekehrt, durchstreifte er als Autodidakt die Heimatgegend und füllte seine Mappe mit Landschafts- und Porträtsstudien. Im Winter 1881/82 kam Gehri nach München, um ein bißchen Schule nachzuholen; er besuchte die Ateliers von Defregger und K. Grob, kopierte eifrig in der Pinakothek und machte einige Porträts nach dem Leben. Die Anregungen verarbeitete er zu Hause — er wohnte von 1880—1885 in Bern — in den kleinen Aufträgen, die ihm zukamen. Die Arbeit nahm er im übrigen, wo sie sich anbot; denn er hatte sich inzwischen verheiratet und hatte bald eine zahlreiche Familie zu erhalten; sein erstes Vaterglück erlebte er gleich an Vierlingen. Er kam später studienhalber auch nach Paris (1889) und nach Italien (1891), von wo er sich wieder ein tüchtiges Stück Kunst heimholte. Zu Hause hub er wieder ein fleißiges Arbeiten an: Porträts, Genrebilder, Illustrationen für Kalender („Hinkender Bote" und den „Schweizerbauer-Kalender"), für die „Schweiz" und die Zahnsche Gotthelf-Aus-

Karl Gehri: Goldene Hochzeit.